

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Wilhelm Leevend

Eine moralische Geschichte aus der würlklichen Welt zur Beförderung der
Menschenkunde

Müller, Johann Gottwerth

Berlin, 1798

Sechster Brief. Demoiselle Jacobine Veldenaar an Demoiselle Christine
Helder.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8382

Sechster Brief.

Demoiselle Jacobine Weldenaar an Demoiselle Christine Helder.

Ich bin dormalen flink mit der Antwort bey der Hand, weil ich Ihnen eine angenehme Menigkeit schreiben kann: Mutter meint, mir gebühre für meine Hausverwaltung während Ihrer langen Kränklichkeit eine Belohnung. — Die Herzens-Mutter! — Ich that ja nur meine Schuldigkeit! — Also, auf ganze vierzehn Tage komme ich zu Ihnen; klein Jettchen bringe ich mit. Das süße Ding hängt so an mir, und Mutter behält immer noch die volle Hand zu thun. Heute über acht Tage, wenn Sie und Ihr Herr Bruder mich abholen wollen, finden Sie mich fertig. Heinrich bleibt noch einige Wochen; das trifft gut; so haben meine Eltern einen guten Gesellschafter.

Meine Mutter, das wissen Sie, ist meine vertraute Freundin; Sie kennen die vortreffliche Frau. Ich zeigte ihr Ihren Brief, — nicht um

des vielen Guten, welches er mir nachrühmt, (hierüber ein andermal;) sondern um sie mit Ihrer Denkart bekannter zu machen. Nun sieht sie desto besser, welch' einen hohen Werth ich auf Ihre Freundschaft zu setzen habe. Mehrmals hörte ich von ihr die Bemerkung, daß Freundschaft zwischen jungen Personen von warmen, lebhaft fühlenden Herzen, ein Quell, beides, der äußersten Borthelle, und des unerdenklichsten Nachthells werden könne. Uebereinstimmung in den Neigungen reicht noch nicht aus; die Neigungen müssen an sich gut seyn; und wiewohl Achtung noch keine Freundschaft macht, so kann doch Freundschaft unmöglich ohne Achtung bestehen. Schade, daß man den ehrwürdigen Namen Freundschaft so oft an ein Gefühl wegwirft, welches man bloß Geschmack an jemanden nennen sollte!

Was soll ich von Heinrich sagen? Hätte er Sie bloß im Kopfe, so hätte es nichts zu bedeuten. Aber ich fürchte, Sie wohnen so tief in seinem Herzen, daß ihm wohl nicht viel Aussicht zu irgend einer künftigen Glückseligkeit übrig bleibt! Er erkennt die Kluft zwischen Ih-

nen beyden. Er weiß, daß unser Vater in dem Achttheil seines Nachlasses keine Schätze auf ihn vererben wird. Beförderung kann ihm zwar nicht leicht entstehen, theils wegen seiner Familie, theils wegen der Achtung, die ihm sein persönlicher Charakter erwirbt: aber zugleich sieht er ein, daß Herr Constantin Helder einem Officiere ohne Mittel nimmermehr seine geliebte Tochter geben wird, wenn er auch wüßte, daß Sie nicht gleichgültig gegen ihn wären. In dieser Vorstellung bestärke ich ihn, so viel ich kann. Vollkommne Hoffnungslosigkeit heilt ihn vielleicht am ersten, darum verschweige ich ihm, bei meiner Bekanntschaft mit Ihrer Gleichgültigkeit, das was Sie mir von der Denkart Ihres Herrn Vaters sagen; es würde seiner Heilung im Wege stehen, und diese muß ich, bei Ihrer Abneigung, wünschen und aus allen Kräften befördern. Er ist mein Freund, und ich liebe in ihm den vortreflichsten jungen Mann, den würdigen Sohn des ehrwürdigsten Vaters, der ihn mit großer Sorgfalt bildete. Ich bin seine Schwester, aber sollte ich ihm deswegen nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen dürfen? und es

ist Gerechtigkeit wenn ich sage, daß er durch sein Herz, durch seine ausgebildeten Anlagen, durch seine reinen Sitten, durch seine edelmüthige Denkart die Achtung aller wackeren Leute so ganz verdient, als er das Glück hat sie zu besitzen. Wel dem allen ist er der schönste Mann im Regimente, und weiß es nicht. — Ich rede vielleicht zu viel von ihm? Verzeihen Sie das! Es kömmt fast ohne das ich es merke, aus meinem Herzen auf das Papier. — Er ist sehr unglücklich! Ich wünschte, er könnte sich an Ihrer Freundschaft begnügen, die mich so glücklich macht! O, wäre mein Stüden immer zu Besenbof, das schöne Rotterdam sollte mich nicht reizen, unser stilles abgelegnes Dorf für dasselbe zu verlassen, mich, die eine schöne Blume lieber siehet, als einen blanken Diamant, und zufrieden in meiner Mittelmäßigkeit, mit allen Schätzen in der Welt nichts anzufangen weiß!

Der Schluß Ihres Briefes enthält etwas, das wir bisher für ein leeres Gerücht hielten. Die Wittve Leevend, so lieb, so lebenswürdig, an einen Mann verheirathet der weder lieb, noch lebenswürdig ist! selbst in den Augen derer

es nicht ist, die man keinesweges des jugendlichen Leichtsinnes beschuldigen kann! das befremdet uns sehr. Mutter fürchtet, sein großes Vermögen habe sie — vielleicht aus Liebe zu ihren Kindern, — geblendet. Sind ihre Umstände nicht günstig, so hätten wir da den Schlüssel. Aber mein Vater glaubt im Gegentheil zu wissen, daß Herr Leevend sehr viel hinterlassen habe; auch trauet er einer so echt tugendhaften Frau keine solche eigennützigen Absichten zu. — Was mag sie dann bewogen haben, nach sechsjährigem Wittwenstande, und bei einem so eluzogenen Leben? — Ich habe mir wohl sagen lassen, daß sie von ihrer Tochter nicht viel Freude haben soll: aber der Grund scheint nicht ausreichend. Wie dem sey, mich dauert sie. Ist das ein Gatte für solch eine Frau? Zwar persönllich kenne ich sie nicht, aber wie mein Großvater noch lebte, und ich in Amsterdam war, hörte ich viel von ihr, und immer zu ihrem Lobe. Auch ist sie die vertraute Freundin Ihrer Frau Mutter; das sagt Alles mit Einem Worte. Es verdröset mich besonders wegen Ihres guten Freundes Wilhelm! Wir fürchten, sein braver

Vater starb ihm viel zu früh! Wer kann die unangenehmen Folgen dieses Ehebandes berechnen, vor allem, wenn er in die Gewalt eines solchen Stiefvaters kömmt? — Sie und Ihr Herr Bruder sprechen so viel zu seinem Lobe, und Ihre Frau Mutter hält so außerordentlich viel von ihm: das muß mir eine vorthellhafte Meinung geben, und ich wünsche sehr, ihn einmal zu sehen. Er kömmt nun in die Jahre, wo wir anfangen können unsere Aufmerksamkeit auf ihn zu richten. Vor etwa drei Jahren traf ich mich wohl zuweilen mit seiner Schwester; damals gefiel sie mir nicht sonderlich, auch begegnete sie mir sehr unhöflich; sie schien es darauf anzusehen, mir, und wenn sie mit mir in Eine Klasse stellte, ihre Geringschätzung durch mancherlei unschickliche Fragen über unsere Familie und die Lebensart in unsern Häusern, zu beweisen. Nun, wir vergalten es ihr; ich sagte wenig, aber sie verstand mich, und ließ sich's gesagt seyn. — Damals stand sie in genauer Freundschaft mit einer Demoiselle Renard; diese, wie wohl ebenfalls sehr du Ton, (denn sie gab ihrer Freundin nichts nach,) gefiel mir doch viel

besser. Warum? Ja, das kann ich eigentlich nicht sagen; ich kenne sie nicht genug; sie gefiel mir besser; das ist alles was ich weiß. — Die Kinder bedanken sich bey Madame Helder für die Bonbons, und Dietrich übt sich aus aller Macht mit seiner schmucken Peltsche auf den französischen Schlag. Ja wohl ist das eine Herrlichkeit! In acht Tagen umarmt Sie Ihre, u. s. w.

Siebenter Brief.

Adelaide Leebend an Demoiselle Hedwig Renard.

Ach, Schönste im Lande, wie ärgert es mich, daß Du nicht hier bist! Die Alte ist doch noch eine Frau von Welt! Unser Leben ist ein immerwährender Schmaus; wir thun nichts als Visiten geben, und Visiten annehmen. Amsterdamsche Zeltvertrelbe glebt es freilich in einer kleinen Landstadt nicht; aber man hat hier